

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Die wandelbare Erinnerung

was erinnern wir eigentlich, wenn wir erinnern?

Wir glauben, dass es die Vergangenheit ist, die wir ins Gedächtnis zurückrufen, und wie könnte man diese Gewissheit eindrucksvoller belegen als an der Erinnerung an den mörderischen Weltkrieg, der vor 100 Jahren zu Ende ging und die Welt in einer weltgeschichtlich einzigartigen Härte aus der Balance warf: Die lächerliche Absurdität des Kriegsanlasses; die schlafwandelnde Fahrlässigkeit der herrschenden Eliten, die die Julikrise 1914 nicht zu beherrschen vermochten; das millionenfache Sterben an den erstarrten Fronten, der Zusammenbruch der europäischen Zivilisation und das Leiden einer verarmten und geschundenen Menschheit an dieser „great seminal catastrophe“ (Kennan), die die von Stefan Zweig elegisch beschworene „Welt von Gestern“ für immer auslöschte - all dies ist uns in den letzten vier Jahren in Ausstellungen, Bestsellern und Filmdokumentationen eindringlich vor Augen geführt worden – ja, man kann sagen, dass das Jubiläum den Ersten Weltkrieg in die Zeitgeschichte zurückgebracht hat.

Aber holt die Erinnerung wirklich eine ferngerückte Vergangenheit wieder mit unbestechlicher Schärfe zu uns heran? Oder setzen wir in unserem angestregten Erinnern statt des lichtstarken Fernglases in Wahrheit nur einen trügerischen Zerrspiegel an, der uns statt der Vergangenheit vielmehr unsere eigene Gegenwart zeigt? Wen verändert das Erinnern mehr – uns, die wir durch historische Annäherung bereichert werden, oder im Gegenteil die Vergangenheit selbst, die wir uns durch Anverwandlung immer neu formen? Für die zweite Vermutung spricht jedenfalls der ja

doch ganz gegenwartsbezogene Anlass, der uns heute zusammenführt: Es ist die Magie des Jahrestags. Welche magnetische Wirkung historische Jubiläen in unserer Zeit entfalten können, zeigte zuletzt die hundertjährige Wiederkehr des Weltkriegsausbruchs 2014 und zeigt ebenso die Wiederentdeckung der Novemberrevolution von 1918 in diesem Jahr und die Rückkehr der Weimarer Republik in das kollektive Gedächtnis. Suggestiv wirken die scheinbaren oder tatsächlichen Parallelen zwischen der bekannten Fragilität der ersten und der neu zu Bewusstsein kommenden Fragilität der zweiten deutschen Demokratie. Suggestiv wirkten ebenso die scheinbaren Parallelen zwischen der Julikrise 1914 und der Krimkrise 201; Tag um Tag argumentierte die politische Publizistik im Ukraine Konflikt „vor dem Hintergrund, dass gerade immer wieder daran erinnert wird, wie der Erste Weltkrieg vor 100 Jahren begann: indem der Westen dort gewissermaßen hineinrutschte“.¹

2

Nun sagt die Aufmerksamkeit für das Jubiläum des Großen Krieges natürlich noch nichts über seine inhaltliche Deutung aus. Das ist die Leitfrage meines Vortrags: Wie weit folgte die Erinnerung an den Großen Krieg von 1914 bis 1918 den Bedürfnissen späterer Zeiten. Sie lässt sich besonders an der deutschen Gedächtnisgeschichte erörtern, die sehr viel stärker als die sich über Jahrzehnte gleichbleibende Gedenkkultur in Frankreich durch markante Brüche geprägt war.

I. Erinnerung als Waffe: Weltkriegsgedenken in der Zwischenkriegszeit

Beginnen wir mit der zeitgenössischen Wahrnehmung: Die Erinnerung an den Großen Krieg setzte nicht erst nach seinem Ende ein, sondern bereits

¹ Stephan-Andreas Casdorff, Keine Zeit für Zurückhaltung. Die westliche Diplomatie muss im Ukraine Konflikt mutige Schritte wagen, in: Der Tagesspiegel, 28.4.2014

in ihm, und sie beruhte weithin nicht auf selbst gemachten Erfahrungen, sondern wurde von vornherein überwiegend über Zwischenträger in die Heimat transportiert, während die Fronturlauber für eine Kommunikation ihrer oft traumatischen Kriegseindrücke Raum in der Regel weder suchten noch fanden – Erich Maria Remarques „Im Westen nichts Neues“ hat das den Soldaten abverlangte Beschweigen der Frontwirklichkeit in der kriegsfernen Welt zu Hause mit den Mitteln des Romans verarbeitet. Denn der Stellungskrieg im Westen und nach dem Rückzug der russischen Truppen aus Ostpreußen auch der Bewegungskrieg im Osten spielten sich außerhalb der Reichsgrenzen ab, und das Kriegsgeschehen erreichte die Heimat vor allem über mediale Vermittlung vor allem erst der Wochenschauen mit ihren stereotypen Bildern von Truppenbewegungen und Frontabschnitten und später auch erster Dokumentarfilme, die freilich schon aus technischen Gründen weitgehend wirklichkeitsferne Eindrücke transportierten. Eine gemeinsame Erinnerung suchte die Kriegspropaganda auch durch weitverbreitete Fotoalben von der Front zu erzeugen, die „möglichst vielen ein Stück Erinnerung geben“ sollten. Die aber zeigen keine Toten - und Verwundete höchstens von Pflegekräften umgeben in hellen Lazarettsälen, sie zeigen den deutschen Vormarsch, aber nicht den Rückzug – und Zerstörungen bevorzugt als Tat des Feindes.

In dieselbe Richtung wirkten die zahlreichen Kriegsausstellungen, deren erste im Januar 1916 in Berlin eröffnet wurde und eine halbe Million Besucher zählte. Sie zeigten neben erbeutetem Kriegsgut deutsche Waffentechnik wie U-Boot-Modelle und an der Decke aufgehängte Flugzeuge, die „Respekt, Bewunderung und Ehrfurcht“ (Brandt, S. 93) erzeugen sollten. Sie wurden in der Regel mit dem Nagelkult verbunden, bei dem die Besucher aufgefordert waren, je nach Geldbeutel und

Spendenbereitschaft ein hölzernes Kreuz, eine hölzerne Hindenburgfigur mit eisernen, silbernen oder gar goldenen Nägeln zu benageln.

Unterschiedlich und kontrovers gestaltete sich die erinnernde Auseinandersetzung mit dem Weltkrieg erst recht nach seinem Ende. In Frankreich und England dominierte die Erinnerung an den erlittenen Verlust, der Schmerz über das Ausmaß an Zerstörung, das Selbstverständnis als Opfer der von Deutschland und Österreich ausgegangenen Aggression. So entstand in England und Frankreich eine bis heute aufrechterhaltene Erinnerungsgemeinschaft, die den „Onze Novembre“ bzw. den „Remembrance Day“ alljährlich als Tag gemeinsamer Trauer im Zeichen der Korn- und der Mohnblume begeht, die die Rückkehr des Lebens und der Hoffnung in der verwüsteten Landschaft des Stellungskrieges symbolisiert. Ganz anders und ihrerseits uneinheitlich entwickelte sich die Auseinandersetzung mit dem Krieg in Ost- und Ostmitteleuropa. Dass im europäischen Gedächtnis insgesamt das Bild des Krieges von der Westfront und nicht von der Ostfront bestimmt wurde, hat zum einen mit der Kriegsentscheidung im Herbst 1918 im Westen zu tun, zum anderen aber damit, dass in Osteuropa die Erinnerung an den Krieg überlagert wurde durch die Kriegsfolgeereignisse der Russischen Revolution, der Bürgerkriege und der Nationalstaatsbildungen. Die sich neubildenden Staaten wie Polen und die nationalen Autonomiebewegungen der Tschechen, Slowaken, Kroaten, Letten oder Litauer und Esten verstanden den Krieg durchaus nicht als Katastrophe, sondern als Beginn einer Epoche, die das imperiale durch das nationale Staatenprinzip abgelöst und damit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker Bahn gebrochen habe. In ihnen wurde die Gewinnung oder Bewahrung nationaler Unabhängigkeit zum

Bezugspunkt des eigenen Gedenkens.² Im revolutionären Russland und in der späteren Sowjetunion fand das blutige Kräftemessen der imperialistischen Weltkriegsmächte gar keinen Platz im gesellschaftlichen Gedächtnis. Der russische Kriegsbeitrag gehörte nicht in die Traditionslinie der Sowjetunion und wurde gänzlich überlagert erst vom Kult um die revolutionären Helden mit Lenin an der Spitze und dann vom Gedenken an den Großen Vaterländischen Krieg gegen Hitlerdeutschland.

In der deutschen Nachkriegsgesellschaft wiederum wurde der Krieg im eigentlichen Sinne gar nicht zu einer abgeschlossenen Vergangenheit, sondern blieb fortgesetzte Gegenwart und die Erinnerung an ihn eine politische Waffe, wie ein zeitgenössischer Autor 1922 schrieb:

„Der Krieg schien Ende. Nun zeigt sich, daß er Anfang war. Er geht weiter. Nur die Fronten verengten sich. Der Feind heißt heute allein: Frankreich, das am Rhein und an der Weichsel steht. Im Kampfe mit diesem Feinde wird sich die neue Front Deutschlands schließen. Noch wissen wir nicht, welche Generation berufen ist. Der Mythos des großen Krieges aber wird in ihren Herzen lebendig sein, und die Gräber der Toten werden ihr den Weg zur neuen Freiheit weisen.“³

² Christoph Mick, Der vergessene Krieg – Die schwierige Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in Osteuropa, in: Rother (Hg.), Der Weltkrieg, S. 74-81

³ „Das Jahr 1914 war ein heiliges Jahr. Denn das Volk der Deutschen wurde in ihm Gemeinschaft. Im Blut und Schlamm des langen Krieges, in Blockade und Einsamkeit wurde der Wille der Selbstbehauptung schlaff. Man nennt uns heute ein betrogenes Volk. Aber der Betrug wird erst enden, wenn wir zu dem großen Erlebnis der mit Blut begonnenen Schicksalsgemeinschaft zurückfinden, als die wir den Krieg begonnen. Dem ewigen Erlebnis des Deutschtums. Zwischen Niedergang und Aufgang gestellt, sind wir verdammt und gesegnet, den Weg weiterzugehen, den wir seit Jahrhunderten gehen mußten. [-] Das Ziel dieses Weges aber ist: Deutschland. Das unabhängige und freie Deutschland, das sich im großen Kriege als die jüngste und stärkste Volkskraft bewährt hat und auch nach dem Kriege, besiegt und versklavt, das Leben und Wachstum Europas bestimmt und verbürgt. Das Deutschland von 1914 hatte den Willen zu seinem Schicksal. Das Deutschland von 1918 verriet ihn. Das kämpfende Deutschland war unbesieglich, bis das politische Deutschland dem Betrage erlag, den die demokratische Ideologie des Westens und die marxistische Ideologie des Ostens in gleicher Weise vorbereitet hatten, und auf den der deutsche Sozialismus hereinfiel.“ Werner

Die unzweideutige Zurückweisung der im Versailler Vertrag festgestellten deutschen Kriegsschuld stellte unter diesen Vorzeichen eine nationale Pflicht dar und veranlasste die Reichstagsfraktion der NSDAP im März 1930 die Todesstrafe für die Behauptung einer deutschen Alleinschuld am Weltkrieg zu fordern.⁴ Die Verarbeitung des Kriegs vollzog sich zugleich im Rahmen einer dreifachen Verlusterfahrung, die das Leben in der Nachkriegsgesellschaft bestimmte: des millionenfachen Verlustes an Menschen im Krieg selbst⁵, des Verlustes an bürgerlichen Besitzverhältnissen und sozialer Sicherheit in der Inflation der Nachkriegsjahre und des Verlustes an Einkommen und Erwerbsmöglichkeiten in der Massenarbeitslosigkeit der Wirtschaftskrise seit 1929. Unter diesen Vorzeichen bildete sich im Nachkrieg in Deutschland keine parteiübergreifende Gedenk- und Trauergemeinschaft aus, sondern eine zerklüftete Erinnerungslandschaft, die von der völligen Verdrängung der Kriegs- und Leiderfahrung bis zur aggressiven geschichtspolitischen Mobilisierung, von der pazifistischen Verfemung bis zur bellizistischen Mythisierung des Kriegserlebnisses reichte. Dabei dominierte in den ersten Nachkriegsjahren ein eigentümliches Desinteresse an authentischen Schilderungen. Die Konjunktur der Kriegserinnerungen setzte erst zum 10. Jahrestag 1924 ein, der eine Zäsur im Umgang mit dem Weltkrieg markiert. Nachdem Deutschland bis dahin von seinem verlorenen Krieg nichts mehr hatte wissen wollen, wurde nun Ernst Jüngers nationalistischer Kriegsroman „In Stahlgewittern“ zum Fanal eines heroisierenden Umgangs mit dem Krieg, die nicht die traumatische Kriegserinnerung, sondern das verherrlichte Kriegserlebnis in den Mittelpunkt rückte.

Wirths, Das Erlebnis des Krieges, in: Arthur Moeller van den Bruck u.a. (Hg.), Die Neue Front, Berlin 1922, S. 78 f.

⁴ Annika Mombauer, hier in: GWU 65, 2014, S.303-337, hier S. 304.

⁵ Der Erste Weltkrieg forderte nach heutiger Schätzung 9,5 Millionen Kriegstote.

Die zugleich anhaltende Fragmentierung der gesellschaftlichen Erinnerung zeigte sich prägnant in der Denkmalskultur. Zum zehnten Jahrestag des Kriegsbeginns riefen Reichspräsident und Reichskanzler dazu auf, endlich ein gemeinsames Ehrenmal der Kriegstoten zu schaffen.⁶ Dazu kam es nicht. Nach der feierlichen Grundsteinlegung für ein nationales Ehrenmal am Ort der Schlacht von Tannenberg in Ostpreußen am 31. August 1924 konkurrierten jahrelang weitere nationale Gedenkplanungen etwa im Westen für eine Toteninsel bei Lorch im Rhein und in der Mitte Deutschlands für einen Heiligen Hain bei Bad Berka in Thüringen in der Diskussion waren.⁷ Hitler blieb es vorbehalten, die 1927 von Hindenburg eingeweihte Denkmalsanlage von Tannenberg 1935 zum Reichsehrenmal zu erheben, nachdem in der Spätphase der Weimarer Republik die preußische Regierung im Alleingang die Neue Wache in Berlin zum Ehrenmal für die Gefallenen des Weltkriegs erklärt hatte.

7

Stattdessen wurden Einzelereignisse zu Feierorten, aber nicht Verdun und die Schlacht an der Somme, sondern Heldenorte einer historischen Stolzkultur, so die Schlacht bei Tannenberg, die seit 1919 als jährlicher Gedenkort gegen Weimar und Versailles installiert wurde; sich zu einem Siegerort mit Hindenburg an der Spitze wandelte und seit 1927 Reichsehrenmal wurde. Die umkämpfte Erinnerung illustriert in prägnanter Weise den Skandal, den Emil Julius Gumbels Vorschlag machte, ein in

7

⁶ „Die im gewaltigen Ringen unseres Volkes Gebliebenen sind nicht vergessen. Überall in deutschen Landen hat der pietätvolle Sinn der Bevölkerung zahlreiche Ehrenstätten und Ehrenzeichen den Gefallenen errichtet, die ihr durch Gemeinschaft der Heimat, durch Beruf und Kameradschaft besonders nahe standen. Noch aber fehlt das Ehrenmal, welches das ganze deutsche Volk gemeinsam allen Gebliebenen schuldet. Deshalb rufen wir am heutigen Tage unsere Volksgenossen zur Sammlung für ein solches Denkmal auf. In schlichter und wuchtiger Form, aus freiwilligen Beiträgen geschaffen, soll dieses Ehrenzeichen der Trauer um das Vergangene zugleich die Lebenskraft und den Freiheitswillen des deutschen Volkes verkörpern.“ Berliner Volkszeitung, 3.8.1924; Ulrich/Ziemann, S. 134

⁷ Benjamin Ziemann, Die deutsche Nation und ihr zentraler Erinnerungsort. Das „Nationaldenkmal für die Gefallenen im Weltkriege“ und die Idee des „Unbekannten Soldaten“ 1914-1935, in: Helmut Berding/Klaus Heller/Winfried Speitkamp (Hg.), Krieg und Erinnerung. Fallstudien zum 19. und 20. Jahrhundert, Göttingen 2000, S. 67-91.

Heidelberg geplantes Kriegerdenkmal mit einer Kohlrübe statt einer Siegesgöttin zu krönen, und mehr noch die Rezeption von Erich Maria Remarques 1928 zuerst in Fortsetzungen in der Vossischen Zeitung veröffentlichter Kriegsroman „Im Westen nichts Neues“, der mit seinen zentralen Botschaften von der Sinnlosigkeit des Krieges, dem Elend des Kriegsalltags und der Unvermeidlichkeit der Niederlage ein Bestseller wurde und zugleich erbitterte Gegenwehr hervorrief.

Erinnerung hieß im nationalen Denken der Weimarer Zeit gezielte Mythenbildung. In ihren Dienst stellte sich die Publizistik:

„So erwachsen der Geschichtsschreibung dieses Krieges zunächst einmal drei Aufgaben: ein zusammengebrochenes Volk aufrichten, ihm den Glauben an sich selber wiedergeben, aus gemeinsam ertragenem Glück und Unglück deutschnationales Empfinden erwachsen lassen, das, die dunkelste Gegenwart durchstrahlend, den Weg zum neuen Aufstieg weist“.⁸

Aber auch die Fachwissenschaft, so weit sie etwa für fachwissenschaftliche Stellungnahmen in Untersuchungsausschüssen des Reichstags in Anspruch genommen wurde.

„Allgemein stehe ich auf dem Standpunkt, daß es zwecklos ist, bekannte bedauerliche Vorkommnisse und Erscheinungen zu leugnen. Es kommt m.E. vielmehr darauf an, den namentlich in heeresfeindlichen Kreisen auf fast alle unangenehmen Kriegerscheinungen ausgedehnten Begriff ‚Mißstände‘ auf ein richtiges Maß zurückzuführen. (...) Zu den hauptsächlichen Beschwerdegebieten (...) werde ich dann Stellung nehmen und sie, soweit als möglich, widerlegen bzw. auf ein sachliches und

⁸ George Soldan, Die deutsche Geschichtsschreibung des Weltkrieges - Eine nationale Aufgabe, 1914, zit. b. Ulrich/Ziemann (Hg.), S. 66.

gerechtes Maß zurückzuführen versuchen, z.T. im Vergleiche mit unseren früheren Gegnern.“⁹

Das bekannteste Beispiel dieser Mythenbildung stellt die Dolchstoßlegende dar. Sie bedient den Glauben, daß der Krieg nicht an der Front, sondern in der Heimat verloren worden sei. Die Legende vom Dolchstoß, den die durch die Wühlarbeit der Umsturzparteien entfachte Kriegsmüdigkeit und Aufständigkeit der kämpfenden Truppe versetzt habe, ist älter als Hindenburgs so berühmte wie verhängnisvolle Aussage vor dem Reichstagsausschuß im November 1919, in der der vernommene Heerführer sich auf das angebliche Zeugnis eines englischen Generals berief, daß die deutsche Armee von hinten erdolcht worden“ sei.¹⁰ Schon am 26. Oktober 1918 fanden sich in der Presse Klagen über die ‘zusammengebrochene Heimatfront’¹¹, und selbst Friedrich Ebert feierte am 10. Dezember 1918 die heimkehrenden Truppen als „im Felde unbesiegt“.¹² Doch erst im Verlaufe des Jahres 1919 und mit der Enttäuschung über den versagten „Wilson-Frieden“ entfaltete diese Behauptung ihre ganze zerstörerische Kraft, als sie auf ein durch die Welle

9

9

⁹ Erich Otto Volkman, zweiter Gutachter im Untersuchungsausschuss des Reichstages zur den Heeresmissständen, 2.2.1928, zit. n. Ulrich/Ziemann, S. 84

¹⁰ Stenographische Berichte über die öffentlichen Verhandlungen des Untersuchungsausschusses der Verfassungsgebenden deutschen Nationalversammlung, 15. Ausschuß, Berlin 1919, 14. Sitzung des 2. Unterausschusses, S. 701.

¹¹ Deutsche Zeitung, 8.10.1918. Vgl. Petzold, Die Dolchstoßlegende. Eine Geschichtsfälschung im Dienst des deutschen Imperialismus und Militarismus, Berlin (O) 1963, S. 40.

¹² Froh begrüßen wir Euch in der Heimat. Seid willkommen von ganzem Herzen, Kameraden, Genossen, Bürger. Eure Opfer und Taten sind ohne Beispiel. Kein Feind hat Euch überwunden. Erst als die Übermacht der Gegner an Menschen und Material immer drückender wurde, haben wir den Kampf aufgegeben. Und gerade Eurem Heldenmute gegenüber war es Pflicht, nicht noch zwecklose Opfer von Euch zu fordern. Allen Schrecken habt Ihr mannhaft widerstanden - Mannschaften und Führer -, sei es in den Kreidefelsen der Champagne, in den Sümpfen Flanderns oder auf dem Elsässischen Bergrücken, sei es im unwirtlichen Rußland oder im heißen Süden. Unendliche Leiden habt Ihr erduldet, unvergängliche, fast übermenschliche Taten vollbracht, unvergleichliche Proben Eures unerschütterlichen Mutes Jahr um Jahr abgelegt. Ihr habt die Heimat vor feindlichem Einfall geschützt, Ihr habt Euren Frauen und Kindern, Euren Eltern den Mord und Brand des Krieges ferngehalten, Deutschlands Fluren und Werkstätten vor Verwüstung und Zerstörung bewahrt. Dafür dankt Euch die Heimat in überströmendem Gefühl. Erhobenen Hauptes dürft Ihr zurückkehren. Nie haben Menschen Größeres geleistet und gelitten als Ihr. Im Namen des deutschen Volkes tiefinnigen Dank und noch einmal herzlichen Willkommensgruß in der Heimat.“

von rechts dramatisch verändertes Meinungsklima traf. Die Dolchstoßlegende wurde zum Mythos, der ein geschlossenes Deutungsmodell für die unverarbeitete Niederlage bereithielt und die Verantwortung für den deutschen Sturz in die Ohnmacht den „Novemberverschlechtern“ und „Umsturzparteien“ der Linken und der Mitte auf lud.¹³

Einen weiteren Mythos beschwor die Kriegserinnerung in den Topoi der Gemeinschaft und des Reiches. Besonders im Kampf gegen die „Schmach von Versailles“, in der von allen Seiten verlangten Revision der Friedensbedingungen fand die Nation zu einer Art negativem Grundkonsens.

10

Der Begriff der Erinnerung mobilisierte in der Weimarer Gesellschaft parteiübergreifend die heroische Erfahrung statt der schmerzhaften Erinnerung, und sie schuf dafür einen Begriff, der gezielt auf mythische Verklärung statt auf persönlichen Schmerz setzte: das Kriegserlebnis:

10

„Todüberwinder im Taumel der Begeisterung, wenn Fahnen flattern und Signale jauchzen, wenn nervenpeitschend die Schlegel auf dem Kalbfell dröhnen, die hat die Welt schon tausendfach gesehen. Doch Überwinder des Grauens und der Furcht, die in schmalen Gräben ausharren, wenn alle Höllen toben, von giftgelbem Gas umschwelt – ohne den Feind zu sehen -, die

¹³ „Wir erhoben oft unsere warnende Stimme. Seit dieser Zeit setzte auch die heimliche Zersetzung von Heer und Flotte ein. Die Wirkung dieser Bestrebungen war der Obersten Heeresleitung während des letzten Kriegsjahres nicht verborgen geblieben. Die braven Truppen, die sich von der revolutionären Einwirkung fernhielten, hatten unter der Einwirkung der revolutionären Kameraden schwer zu leiden. [...] Unsere Forderung, strenge Zucht und strenge Handhabung der Gesetze durchzuführen, wurden nicht erfüllt. So mußten unsere Operationen mißlingen, so mußte der Zusammenbruch kommen; die Revolution bildete nur den Schlußstein. Ein englischer General sagt mit Recht: die deutsche Armee ist von hinten erdolcht worden. Wo die Schuld liegt, bedarf keines Beweises. – Das ist in großen Linien die tragische Entwicklung des Krieges, für Deutschland nach einer Reihe so glänzender, nie dagewesener Erfolge an zahllosen Fronten, nach einer Leistung von Heer und Volk, für die kein Lob groß genug ist.“ Hindenburgs Aussage vor dem Untersuchungsausschuß des Reichstages. 18.11.1919, Vossische Zeitung, 18.11.1919, Abend-Ausgabe.

wuchsen aus des Weltkriegs dunkelen Gefilden titanenhaft empor zu einer Heldenschar, wie nimmer sie ein Volk sein eigen nannte.“¹⁴

Die dahinter stehende Denkhaltung verstand Leiderfahrung nicht als Mahnung, sondern als Vermächtnis. Sie buchte die Blutmühlen des Weltkriegs in eine auf Nachahmung und Verpflichtung setzende mimetische Stolzkultur und nicht wie wir nach Holocaust und zweitem Weltkriegsinferno in eine kathartische Schamkultur.

„Was sind alle Kirchhöfe des Friedens gegen diese Gräber des Krieges! Marmorgrabstätten der Erbgrabstätten vergehen vor der schiefgenagelten Armseligkeit der Zweig- und Lattenkreuze der Fronten; kranzüberlastete, marmoreingefaßte Hügel der Heimatkirchhöfe zerfallen vor zusammensinkenden, schmucklosen Hügeln weit, wegfern in den Kornfeldern Frankreichs, in den Wiesen Flanderns und den Endlosigkeiten russischer Einöden.

11

11

Die bewußte Freiwilligkeit des Opfertodes, die Gemeinsamkeit des Todes und eines Gedankens birgt etwas Überwältigendes. Dem Daheimgebliebenen kann es in seiner Größe und Herbheit, in seiner Selbstverständlichkeit und Bescheidenheit gar nicht zum Bewußtsein kommen, weil er diesem Tode nie gegenübergestanden hat. Das erst, das gemeinsam-gleichmäßige

¹⁴ E. Limpach, Die Front im Spiegel der Seele, 1930, zit n. Ulrich/Ziemann (Hg.), S. 157. Klassisch wurde Ernst Jüngers Beschwörung des Kriegserlebnisses: „Der Krieg ist es, der die Menschen und ihre Zeit zu dem machte, was sie sind. Ein Geschlecht wie das unsere ist noch nie in die Arena der Erde geschritten, um unter sich die Macht über sein Zeitalter auszuringen. Denn noch nie trat eine Generation aus einem Tore so dunkel und gewaltig wie aus dem dieses Krieges in das lichte Leben zurück. Und das können wir nicht leugnen, so gern manch einer wohl möchte: Der Krieg, aller Dinge Vater, ist auch der unsere; er hat uns gehämmert, gemeißelt und gehärtet zu dem, was wir sind. Und immer, solange des Lebens schwingendes Rad noch in uns kreist, wie dieser Krieg die Achse sein, um die es schwirrt. Er hat uns erzogen zum Kampf, und Kämpfer werden wir bleiben, solange wir sind.“ Ernst Jünger, Der Kampf als inneres Erlebnis (1922), Berlin 1938, S. 1 f.

Erleben und die allen gleichmäßig geltende Dauernähe des Todes, das erst schweiß und hämmert die Herzen in eins uns senkt in sie jenes tiefe Mitfühlen und ganze Verstehen, das mit der Kargsamkeit weniger Worte alles zu sagen weiß.“¹⁵

Die NS-Bewegung selbst fand im kriegsbezogenen Erinnerungskult ihr vielleicht stärkstes Legitimationsmittel. Hitler selbst, der ungewöhnlich hoch dekorierte Weltkriegsgefreite, stellte sich von der Kleidung in die schlichte Uniform des einfachen Soldaten bis zur propagandistischen Gegenüberstellung von Marschall und Gefreitem etwa am sogenannten "Tag von Potsdam" als Exponent einer Bewegung, die die „Ehre des Frontsoldaten“ wiederherstellen wollte. Der Nationalsozialismus wertete die Kriegsbeschädigten symbolisch in gleichem Maße öffentlich auf, wie ihnen insgeheim bisherige materielle Vergünstigungen wie Freifahrten in der Reichsbahn entzogen wurden. Am 21. März 1933 dekorierten effektiv in ihren Rollstühlen aufgereichte Kriegsinvaliden den Einzug von Hindenburg und Hitler in die Potsdamer Garnisonkirche; bei sportlichen Wettkämpfen und besonders zu den Olympischen Spielen 1936 in Berlin wurden ihnen Ehrenplätze in den Sportstadien zugewiesen.¹⁶

Mit der politischen Gleichschaltung verband sich auch eine Vereinheitlichung der Kriegserinnerung, die dezidiert die bisherige Fragmentierung der „Systemzeit“ und ihres Parteiengezänks in eine gemeinsame kulturelle Erinnerung überführte und dies als Überwindung schlechter Individualität feierte, wie der Geschichtsdidaktiker Erich Weniger zum Ausdruck brachte:

¹⁵ Franz Schauwecker, Im Todesrachen. Die deutsche Seele im Weltkriege. Halle 1919, S. 372.

¹⁶ Krumeich, Konjunkturen der Weltkriegserinnerung, S. 71 f.

„Die Zeit der willkürlichen Kriegserinnerungen ist vorbei. (...) Es wird von nun an von entscheidender Bedeutung zu wissen, was zu gelten habe von den millionenfachen Erinnerungen, die sich auf unendlich viele Lagen in dem gewaltigen Raum des Weltkrieges beziehen, was also als Erfahrung anzusprechen sei gegenüber dem bloß zufällig Geschehenen und Erinnerungten. (...) In der Wiedereinführung der Wehrpflicht liegt eine solche Entscheidung vor, die es ermöglicht, Ordnung in das Chaos der Erinnerungen zu bringen, aus ihnen die echten Erfahrungen zu gewinnen und in die Überlieferung der Heeres- und Volkserziehung einzuschmelzen.“¹⁷

Charakteristisch für die nationalsozialistische Kriegserinnerung war das Paradigma der Kontinuität, das die eigene Herrschaft als Wiederherstellung, Wiedererrichtung und Wiederkehr des alten Zustandes begriff und den Krieg gar nicht in die Vergangenheit entließ, sondern sich als dessen Fortsetzung verstand.

13

13

„Der Marsch, den der deutsche Soldat am 2. August begann, ist noch nicht zu Ende. (...) Die Begeisterung muß jetzt in Dienstbereitschaft umgewandelt werden. Das kriegerische Mannstum muß als Richtmaß für jede politische Tat seine volle Geltung erhalten. Der Schutz des gemeinsamen Lebensraumes ist der oberste Staatszweck und die höchste denkbare politische Leistung. Nach diesem Gesetz ist der Soldat des Jahres 1914 angetreten. Er wird marschieren, bis dieses Gesetz erfüllt ist.“¹⁸

¹⁷ Und weiter: „Es fehlte der ordnende Bezug der Erinnerungen auf ein fragloses Ziel, von dem aus einen Sinn hat, sich zu erinnern, es fehlte die strenge Bindung an Aufgaben, die uns zwingt, der Erinnerung Erfahrung abzugewinnen, es fehlte die Idee, die wie ein Magnet alle Kräfte des erlebten Lebens zusammenschießen läßt. [-] Ohne solche Entscheidung, wie sie nun heute vorliegt, ergab sich eine hoffnungslose Gegensätzlichkeit in der Deutung des Krieges.“ Erich Weniger, Kriegserinnerung und Kriegserfahrung, 1935, zit. n. Ulrich/Ziemann (Hg.), S. 195 f.

¹⁸ Völkischer Beobachter, 2.8.1933.

Die Epoche von 1914 bis 1939 wurde in diesem Denken zu einer kriegerischen Einheit:

„Mit dem Ausbruch des Weltkriegs setzte eine Revolution ein, die das alte Europa zum Einsturz brachte. Wir blicken auf den 2. August 1914 nicht mit den Gefühlen zurück, die das Geschlecht vor uns beseelten, wenn vor seinen Augen die Erinnerung an den Einigungskrieg von 1870/71 aufstieg. Denn für uns der Weltkrieg keine Vergangenheit, sondern der Beginn einer Entwicklung, in der wir heute stehen und die noch völlig im Fluß ist. Denn dem Weltkrieg folgte der Nachkrieg, die Fortsetzung des Waffenkampfes mit anderen Mitteln.“¹⁹

II. Vergessen aus Verlegenheit: die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in der Nachkriegszeit

Unter dem Eindruck des verlorenen Nachkriegszeit verschwand das heroisierende Narrativ aus der Gedenkpraxis. Übrig blieb eine erinnerungskulturelle Leerstelle, die von der übermächtigen Auseinandersetzung mit der Last der NS-Diktatur und des Zweiten Weltkriegs fast gänzlich überdeckt wurde. Das öffentliche Kriegsgedenken beschränkte sich nach 1945 ganz auf das Handlungsfeld staatlicher Politik einst und jetzt, und die Erinnerungsartikel der überregionalen Presse wurden etwa so betitelt.:

¹⁹ „Wen der Deutsche noch vor wenigen Jahren im 2. August 1914 nur den Beginn eines unaufhaltsam erscheinenden Niederganges sah, so werten wir ihn heute im Bewußtsein unserer Selbstsicherheit und unerschütterlichen Stärke als den Anfang eines neuen Zeitalters, dessen Gesetz die wirkliche Rangordnung der Werte ist und damit dem deutschen Volk Aufgaben zuspricht, die seiner Kraft und Leistung entsprechen.“ Vor 25 Jahren. Aufbruch zum Weltkrieg, in: Völkischer Beobachter, Norddeutsche Ausgabe, 30.7.1939

„Der Ausbruch des Weltkriegs. Bevor die ersten Schüsse fielen ...
Trotz der diplomatischen Verwicklungen in der Julikrise 1914
glaubten die meisten Menschen noch immer nicht an Krieg“.²⁰

Der erinnernde Umgang musste abstrakt bleiben, weil er in der konkreten Erinnerung zu eine konfrontativen Unterscheidung von Freund und Feind, Täter und Opfer hätte führen können – der Zeitzeuge als Leidzeuge hätte in der Nachkriegszeit nicht eine europäische Gesamtfigur abgegeben, sondern eine nationalistische Fortsetzung der kriegerischen Unversöhnlichkeit. Der Weltkrieg bleibt daher ein abstrakter Lernort und Gegenmodell, als gleichsam falscher Erinnerungsort ohne Zeitzeugenschaft, um die europäische Versöhnungsbotschaft nicht zu gefährden. Im Bericht der Welt zum 50. Jahrestag steht die „Versöhnung über Gräbern“ von Verdun im Jugendlager mit „Trikolore und Bundesflagge“ im Vordergrund:

„Sie [die ersten Jugendlager] sind inzwischen zu einer Institution geworden, die einen völkerverbindenden Akzent setzt – einen Akzent besonderer Art, der um so eindrucksvoller ist, als ihm die deklamatorische Absicht der organisierten Bewegung fehlt. Besser als Worte wird immer die praktische Tat der Versöhnung dienen. Konsequentermaßen ermahnen die Verantwortlichen des Volksbundes die Freiwilligen zu taktvoller Zurückhaltung gegenüber der französischen Bevölkerung. Sie warnen mit Recht vor zudringlicher Anbiederung und vorlautem Versöhnungseifer. (...) Es ist eine Sache des Gefühls, den rechten Ton zu treffen. Aber Haltung und Beispiel dieser Jugend sind so, daß es in vielen Fällen die Franzosen sind, die den ersten Schritt tun und den Kontakt suchen. Besonders die ältere Generation, die noch den ersten Krieg in Erinnerung hat,

²⁰ So der Titel eines Beitrags von Albert Wucher, in: Süddeutsche Zeitung, 31.7.1964.

und die Jugend Frankreichs haben die nationalistische Vergangenheit weit hinter sich gelassen.“ #

Die Erinnerungskultur dieser Jahre rühmte daher im Sinne der Nachkriegszeit und ihrer Kahlschlagpoesie den Idealismus der Versöhnungsaktivisten, den sie „schamhaft unter einem äußeren Panzer von illusionsloser Kritik und strenger Nüchternheit (verbergen)“. Vom Erinnerungsort der Schlachtfelder des Ersten Weltkriegs kehren Menschen heim, die nicht ihre Erinnerung ausleben, sondern an Gesittung gewonnen haben, nicht rückwärtsschauen, sondern überhaupt erst moralische Maßstäbe gewonnen haben:

„Aber (...) weit über die Hälfte kehrt nach zweieinhalb Wochen tief beeindruckt, dauerhaft überzeugt von der Sinnlosigkeit des Krieges und durch die Begegnung mit ihm staatsbürgerlich geformt in die Heimat zurück. Das ist, so scheint uns, eine Bilanz, die sich sehen lassen kann. Es sind nicht nur die bösen Disteln der Erinnerung, die im verbrannten Boden von Verdun Wurzeln schlagen. Die mißhandelte Erde (...) setzt den ersten Humus einer menschlichen Gesittung an, der zartere Pflanzen – die der Versöhnung und der Duldsamkeit – nährt.“²¹

In der Fachwelt und besonders auf dem Berliner Historikertag ebenfalls 1964 hatte sich in dieser Zeit längst die These Fischers von der erheblichen Mitverantwortung der deutschen Politik am Ersten Weltkrieg etabliert, die Fischer selbst später zur Alleinschuldthese zuspitzte und die im Laufe der siebziger und achtziger Jahre zur historischen Meistererzählung aufstieg. Doch

²¹ Heinz Barth, Fünf Jahrzehnte danach. Die Disteln des Douaumont. Junge Menschen pflegen Kriegsgräber, in: Die Welt, 1.8.1964.

der Erste Weltkrieg blieb auch weiterhin ein abstraktes und überdies Datum, das gerade in der Schuldfrage ein national verengtes Geschichtsdenken favorisierte, und selbst der 75. Jahrestag des Kriegsbeginns 1989 verstrich ohne eingehendere Erinnerung, während sich am Horizont bereits eine neue deutsche Zeitenwende vorbereitete.

III. Auf dem Weg zur historischen Europäisierung: Von der Alleinschuldanklage zum Gemeinschuldbekenntnis

Der I. Weltkrieg war noch in der Berliner Republik der 2000er Jahre ein vergessener Erinnerungsort. Verblüfft sahen Deutsche noch nach der Jahrhundertwende an jedem 11. November in London Menschen mit Mohnblumen-Abzeichen auf den Straßen, staunend verfolgten sie die nie unpopulär gewordenen und rituell erschöpften Feiern am Kenotaph in London am Remembrance Sunday oder zum jour de l'armistice in Frankreich und standen fast verständnislos vor den Kränzen mit künstlichen Mohnblumen, die an den Denkmälern des Ersten Weltkriegs in Frankreich immer noch niedergelegt werden. Nichts spiegelt diese erinnerungskulturelle Differenz so deutlich wie die Neue Wache in Berlin, die Ende der zwanziger Jahre als Reichsehrenmal für den Ersten Weltkrieg entstand, dann von der DDR als Denkmal der Opfer imperialistischer Kriege umgestaltet wurde und heute als Sammelgedenkstätte für die „Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“ im allgemeinen Gedächtnis besonders an die Leiden unter der NS-Herrschaft erinnert. Ebenso war die Ausstrahlung der Holocaust-Serie 1979 ein bis heute erinnertes einschneidendes Medienereignis, während die aufwendige Koproduktion des deutschen und französischen Fernsehens

„La Grande Guerre/1914-1918/Der Erste Weltkrieg“ vollkommen aus der gesellschaftlichen Erinnerung verschwunden ist.

Innerhalb weniger Jahre hat sich diese Situation in geradezu unheimlicher Geschwindigkeit und Radikalität ins Gegenteil verkehrt. Während der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder es noch 2008 strikt abgelehnt hatte, zur 90-Jahr-Feier des Weltkriegsendes gemeinsam mit dem Französischen Präsidenten zu begehen, führte die breite Rezeption des Kriegsausbruchs zum Jubiläum 2014 Sieger und Verlierer in einem gemeinsamen Gedenken zusammen. In ihm verwandelte sich der Große Krieg plötzlich und triumphal von einem vergessenen zu einem höchst lebendigen Erinnerungsort. Diesem Wandel fiel mit atemberaubender Selbstverständlichkeit dieselbe Kriegsschuldthese zum Opfer, um die in Fach und Öffentlichkeit jahrzehntelang die erbittertsten Grabenkämpfe ausgetragen worden. In der publizistischen und weitgehend auch wissenschaftlichen Würdigung des 100. Jahrestags lautet das vorherrschende Narrativ etwa so: Der Erste Weltkrieg war ein weltgeschichtliches Unglück, das niemand wollte, aber auch nicht energisch zu verhindern fähig war. Alle Gesellschaften und Zeitgenossen wurden Opfer eines Krieges, dessen Dimensionen niemand ahnte. Gerade darum darf er nicht vergessen werden, weil er eine historische Lernchance bietet, die beispielhaft in der EU wahrgenommen, in anderen Ländern wie Türkei oder Russland aber sträflich ausgeschlagen wurde.

Wie lässt sich dieser doppelte Wechsel vom Vergessen zum Erinnern und von der Alleinschuld zur Gemeinschaftsschuld erklären? Die neue zeithistorische Meistererzählung gründete in der europäischen Ausweitung des Opfernarrativs. 2014 wurde auch der Erste Weltkrieg in eine opferorientierte Geschichtserzählung inkorporiert, die sich bislang auf die Aufarbeitung der beiden großen Diktatorsysteme des 20. Jahrhunderts konzentriert hat und nun auch den Großen Krieg als deren initiierender

Urkatastrophe einbezieht. Erinnernde Annäherung und zugleich lernwillige Distanzierung machen die Zangenbewegung der Aufarbeitungsepoche aus, in der wir leben und die im Rahmen einer fortschreitenden Medialisierung und jubilarischen Eventisierung im Geschichtsboom der Gegenwart nun auch den Ersten Weltkrieg erfasst hat und in einer medialen Wucht umformt, der gegenüber jeder Widerstand wegschwemmt wird.

Der Große Krieg spiegelt in den verschiedenen Stadien seines Erinnerns einen allmählichen Wandel von der Heroisierung zur Viktimisierung wider, der sich nicht nur auf Seiten der damaligen Verlierer, sondern auch in den Erinnerungskulturen der einstigen Sieger zu vollziehen begonnen hat. Beispielhaft illustriert die Geschichte der Weltkriegsmuseen in Frankreich den Übergang vom heroischen zum viktimistischen Erinnern. Das 1992 eröffnete *Historial de la Grande Guerre* in Péronne stellt das Leiden der Soldaten und Zivilisten ins Zentrum.

19

IV. Die Nagelprobe: Das Centenarium des Kriegsendes 2018

Was von diesen auf 2014 bezogenen Beobachtungen wird auch 2018 noch Gültigkeit haben? Vier Jahre und manche deutsch-französische Gedenkfeier später ist die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg auch in Deutschland, wo sie lange Zeit von der Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und den nationalsozialistischen Zivilisationsbruch überlagert wurde, zu einem vertrauten Begleiter geworden. Der Jubiläumzug hat an neuen Stationen Halt gemacht – im letzten Jahr am 100. Jahrestag der Russischen Oktoberrevolution und in diesem an der Novemberrevolution. Wenn der Eindruck nicht trügt, hat die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ – „the great seminal catastrophe“ im fünften Jubiläumsjahr

an historischer Anziehungskraft eingebüßt. Die Friedensresolution von 1917 fand in der deutschen Öffentlichkeit im vergangenen Jahr noch einen gewissen Widerhall; aber der französische und britische Durchbruch am 8. August 1918, Ludendorffs plötzliches Verlangen nach Kabinettsumbildung und Friedensschluss Ende September und die Erfindung der „Dolchstoßlegende“ passierten erreichten die Aufmerksamkeitsschwelle der deutschen Publizistik nur mehr vereinzelt.²²

Ganz anderen Widerhall entfaltet die Erinnerung an das Ende des Ersten Weltkriegs derzeit in Frankreich. Auf den ersten Blick scheint, dass die gemeinsame Plattform des Opfergedenkens stabil genug ist, um Sieger und Besiegte nicht nur zum Jubiläum des Kriegsbeginns, sondern auch zur Jahresfeier des Kriegsausgangs zusammenzuführen.

"Le sens de cette commémoration, ce n'est pas de célébrer la victoire de 1918. Il n'y aura pas de défilé ou de parade militaires", versuchte eine anonym zitierte Quelle aus dem Élysée-Palast diesen kommemorativen Grundton zu beschreiben.²³ In der französischen Publizistik findet diese Sicht durchaus Anklang:

„Difficile de nier cet aspect : la guerre de 14-18 a fait 9,5 millions de morts, dont près d'un million et demi de Français, et décimé des générations entières, les survivants revenant pour leur part traumatisés des combats. Dans l'esprit d'Emmanuel Macron, il semble que le regret doive aller jusqu'à effacer tout hommage à la douloureuse victoire française.“

Aber dass eine von Sieg und Niederlage abstrahierende Opferperspektive den Siegern von 1918 bei allen außen- und europapolitischen Rücksichten

²² Lars-Broder Keil/Sven Felix Kellerhoff, Mit zynischem Kalkül drängten die Generäle zum Frieden, in: Die Welt, 28.9.2018.

²³ „La Grande Guerre de 1914-1918, dont nous commémorons cette année le centenaire, a-t-elle été un effroyable massacre ou une victoire de la France et de ses alliés ? Les deux, sans doute, mais Emmanuel Macron semble bien décidé à insister sur la première option.“ Ebd.

auch im Präsidentenpalast nicht eben sehr eingängig erscheint, gibt dieselbe Quelle freilich auch zu erkennen: „*Pour les militaires, cela peut sembler un peu étrange*“, admet-on à l'Elysée.“²⁴ In der Tat ist der Kriegsausgang schwerer gemeinsam zu begehen als der Kriegsausbruch: Wenn ersterem die eindeutige Schuldzuschreibung genommen werden kann, teilt der Ausgang hier doch unvermeidbar in Sieger und Besiegte. Hält der 2014 erarbeitete Opferkonsens diese Spannung aus? Dass der französische Staatspräsident Emmanuel Macron zur Feier des 100. Jahrestags der Unterzeichnung des Waffenstillstandsvertrages anders als die USA und Großbritannien die übliche Militärparade strich, um die nach Compiègne eingeladene deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel nicht zu brüskieren²⁵, riss Jean-Luc Mélançon als Führer der Bewegung „La France insoumise“ jedenfalls schon zu einer wütenden Anklage gegen Deutschlands europäische Vormachtstellung: „Um dieses egoistische Deutschland nicht zu verärgern, dürfe Frankreich am 11. November nicht seinen Sieg im Ersten Weltkrieg feiern“.²⁶

21

21

Die neu aufflammende Debatte zeigt, wie zögernd und uneinheitlich sich die politische Kultur in Frankreich dem Wandel von der heroischen zu einer viktimistischen Gedenkkultur anschließt, der sich infolge der neuerlichen Niederlage in Deutschland schon seit 1945 ausprägte, aber mittlerweile längste einen okzidental Erinnerungstrend darstellt. Vor allem aber enthüllt sie, wie wandelbar die Erinnerung an den Großen Krieg auch in der Gegenwart noch ist, und sie enthüllt, dass wir in der Betrachtung der Vergangenheit auch immer einen Spiegel der Gegenwart suchen.

²⁴ Ebd.

²⁵ Hadrien Mathoux, Pas de défilé militaire pour l'armistice du 11 novembre : Macron ne veut pas froisser l'Allemagne, 21.10.2018. <https://www.marianne.net/politique/pas-defile-militaire-armistice-11-novembre-macron-veut-pas-froisser-allemande>

²⁶ Michaela Weigel, Schluss mit dem Basar, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24.10.2018.